

Peter A. Schmitt, *Leipzig*

Vermeers Informationsangebot – Ein Nachruf

„Er hatte uns viel zu geben, doch wenige haben es angenommen.“ Darüber ein Foto von Hans J. Vermeer in einer für ihn charakteristischen Pose vor einem seiner typischen Tafelanschriften mit quasimathematischen Formeln, die linke Hand in der Hosentasche, den rechten Arm angewinkelt und die Hand ausgestreckt, mit der Handfläche nach oben, die Finger locker gekrümmt – die Körperhaltung von jemandem, der gerade sagen könnte „Sie sehen, das ist eigentlich ganz einfach!“

Diese Zeilen und das Bild, dazu der Name Hans J. Vermeer mit Geburtsdatum 24.9.1930 und Todestag 4.2.2010, das sah ich als Aushang am „Schwarzen Brett“ neben der Bürotür von Jürgen Schopp bei meinem Eintreffen in Tampere Mitte März 2010. Tampere, genauer gesagt das Institut für Sprach- und Translationswissenschaften der Universität Tampere, ist in der Translationswissenschaft international vor allem durch Justa Holz-Mänttari aus Turku und ihre Dissertation *Translatorisches Handeln – Theorie und Methode* (1984) bekannt geworden, die von Hans J. Vermeer betreut wurde. Justa Holz-Mänttari, Hans J. Vermeer, der Begriff „translatorisches Handeln“ und die Skopostheorie sind seither untrennbar verbunden. Hans J. Vermeer hat Justa Holz-Mänttari mehrmals in Tampere und Turku besucht. Es ist also kein Wunder, dass Hans J. Vermeer – seine Gedanken und Schriften – in Tampere ganz besonders präsent sind. Trotzdem wurden seine Positionen sogar hier nicht von allen angenommen.

Ich hatte das Glück, bei Hans J. Vermeer Unterricht zu haben. Das war anno 1972 (im Diplomstudium, „Einführung in die Struktur des Japanischen“ und „Einführung in die moderne Linguistik“) und 1983 (im Rahmen meiner Promotion) am Fachbereich 23 der Universität Mainz in Germersheim. Auch da nahmen nur wenige sein Angebot an: Oft waren wir nur zu dritt – Britta Gabrian, Heidrun Witte und ich. Ein Glück war es zum einen deswegen, weil wir vielleicht die Einzigen waren, die die Genese der Skopostheorie Woche für Woche miterlebten. Zum andern war es vor allem aus meiner heutigen Sicht als Universitätsprofessor ein Privileg, einen derartigen Lehrer gehabt zu haben.

Ich kenne Professoren, deren Rede gespickt ist mit „äh“; die sich sogar in Seminaren an Manuskripte klammern; die ohne Augenkontakt über die Köpfe der Hörer hinweg dozieren; die Studierende nicht einbinden, nicht motivieren oder gar begeistern; deren Auftreten und Kleidung sich nicht von einem Holzfäller unterscheidet; die sich benehmen wie ein Rüpel; die sich ereifern mit Schaum vor dem Mund; die die Hörer zum Einschlafen langweilen.

Hans J. Vermeer hat mit uns den Idealfall eines Seminars realisiert. Er hat nicht *ex cathedra* monologisiert, sondern stets frei formuliert und war uns dabei rhetorisch ein Vorbild mit seiner ruhigen Darstellung, klaren und deutlichen Aussprache, seiner unterstützenden, aber beherrschten Gestik und Mimik. Bei ihm gab es keine „Ähs“ oder andere Lückenfüller. Das war Prosodie in Perfektion.

Gleichwohl hat er uns nicht eingeschüchtert, im Gegenteil: Es gelang ihm, dem Ganzen den Eindruck eines ergebnisoffenen, lockeren Gesprächs zu geben, in dem wir – quantitativ – mindestens so viel beitrugen wie er. Und noch heute bewundere ich, wie es ihm gelang, unsere Gedanken und Beiträge von uns unbemerkt so zu lenken, dass letztlich - Schritt für Schritt und mit einer logischen Zwangsläufigkeit - die „allgemeine Translationstheorie“ dabei herauskam, die wir dann als Buch nachlesen konnten. Dass wir Studierende dabei Partner in einem sokratischen Dialog waren und Vermeer ein Meister der Mäeutik, das dämmerte uns erst sehr viel später.

So gab er mir auch Gelegenheit, in diesen Seminaren meine sechsjährige vorhergehende Berufspraxis (als technischer Übersetzer in einem Ingenieurunternehmen) einzubringen, und es war sehr motivierend zu erleben, wie sich konkrete Übersetzungspraxis und Theorie vereinbaren und wechselseitig begründen lassen.

Hans J. Vermeer wusste sicher und genoss es vermutlich, dass wir ihn bewunderten, und er steuerte diese Bewunderung mit der ihm eigenen feinen Selbstironie, die manche, die ihn weniger gut kannten, nicht bemerkten und ihn daher für arrogant hielten. Natürlich wusste er, dass wir weder Altgriechisch noch Hebräisch noch Hindi oder Baskisch lesen konnten, und wir zeigten uns angemessen beeindruckt (und amüsiert), wenn er seine Ausführungen mit Tafelanschriften in jenen Sprachen „illustrierte“.

Wer Hans J. Vermeer kennt oder auch nur von ihm gehört hat, weiß, dass er nicht nur Bewunderer hatte. Er war kein Moderator und Vermittler zwischen gegensätzlichen Positionen, eher ein Polarisierer. Das zeigte sich auch in den Jahren seiner Mitwirkung im Koordinierungsausschuss Praxis und Lehre (heute „Transforum“), vor allem in den zum Teil sehr kontroversen Diskussionen, die dem *Memorandum* vorangingen. In jenen Jahren – ab der Mitte der 80er Jahre – waren im Koordinierungsausschuss Praxis und Lehre (mit zwei ein bis zwei Tage dauernden Sitzungen pro Jahr) mit Hans J. Vermeer und Wolfram Wilss zwei prominente, charakterstarke und gegensätzliche Übersetzungswissenschaftler vertreten. Hans J. Vermeer vertrat dabei mit der ihm eigenen Überzeugtheit (obgleich weniger vehement als Wilss) Positionen, die von anderen Lehre-Vertretern kopfschüttelnd als realitätsfern bezeichnet wurden.

In der Tat ließ sich Hans J. Vermeer bei seinen Überlegungen und Vorschlägen nicht von sogenannten „Sachzwängen“ irritieren – eine „normative Kraft

des Faktischen“ gab es für ihn nicht. Hochschulgesetz, Regelstudienzeiten, BAföG-Regelungen, Personalausstattung, Lehrdeputate, Studienordnungen, Gremienwege und Rücksichten auf die Beziehungen zu anderen Fakultäten waren irrelevante Größen und eben bei Bedarf zu ändern, um die anvisierten Ziele zu erreichen.

So forderte Hans J. Vermeer beispielsweise, dass Fremdsprachenerwerb nicht Bestandteil translatorischer Studiengänge sein sollte. Und dies zu einer Zeit, als es überall Usus war, dass man an den Übersetzer- und Dolmetscherinstituten zusätzliche Fremdsprachen von Grund auf lernen konnte. Auch ich habe davon profitiert, indem ich seinerzeit am FAS kostenlos Portugiesisch lernen konnte. Hans J. Vermeer forderte hingegen, dass man bereits im ersten Semester in allen Sprachen – also auch den „Nichtschulsprachen“, wie etwa Portugiesisch, Arabisch und Chinesisch – vom gleichen Kompetenzniveau ausgehen müsse wie etwa im Englischen. „Utopie“ war damals ein von den anderen Lehrevertretern häufig gebrauchtes Wort.

Mitte der 80er Jahre war nicht abzusehen, dass es jemals eine europäische Hochschulreform, den „Bologna-Prozess“, geben würde und damit eine auf lange Zeit einmalige Chance, die bestehenden und mancherorts verkrusteten Studiengänge von Grund auf, radikal, neu zu konzipieren. Und jetzt, zwanzig Jahre nach den Diskussionen im Koordinierungsausschuss Praxis und Lehre, wurde und wird das realisiert, wofür Hans J. Vermeer seinerzeit ohne Rücksicht auf damalige Fakten und Machbarkeit plädiert hatte: Ein Translationsstudium setzt von Beginn an einschlägige Sprachkompetenz voraus. Übersetzer- und Dolmetscherinstitute sind keine Sprachschulen.

Und dieser Ansatz schafft die personellen und Deputats-Freiräume, die nötig sind, um diejenigen Studieninhalte in die neuen Studiengänge „einzubauen“, die noch in den 70er und 80er Jahren allenfalls in Ansätzen existierten, wie etwa eine solide translationswissenschaftliche Fundierung, Translationstechnologie, Terminologiewissenschaft und Terminographie. Die heute von Absolventen eines translatorischen Masterstudiengangs erwarteten Kompetenzen – siehe dazu den Kriterienkatalog des European Master's in Translation (EMT)¹ – wären ohne diese radikale Studienreform kaum innerhalb von vier bis fünf Jahren Studium erreichbar.

Aber Hans J. Vermeer war kein Kämpfer wie etwa Wolfram Wilss; Einwände und Widerstände gegen seine Vorschläge brachten Hans J. Vermeer dazu, die Sitzung zu verlassen – was wiederum bei den Teilnehmern nicht sonderlich gut ankam, seinen Positionen nicht förderlich war und ihm den Ruf einbrachte, sich mitunter primadonnenhaft zu gebärden. So hat er beispiels-

¹ http://ec.europa.eu/dgs/translation/programmes/emt/key_documents/emt_competences_translators_en.pdf

weise seinen Plenarvortrag auf einer translationswissenschaftlichen Konferenz kurzfristig abgesagt, als er erfuhr, dass auf der Konferenz ein Kollege auftrat, dessen Positionen er nicht teilte.

Dass Hans J. Vermeer sich ungern (faktisch also: eher nicht) mit den praktischen Niederungen des Hochschulbetriebs befasste, es also beispielsweise in seiner Zeit am FASK vermied, Funktionen auszuüben, die den Forschungsertrag behindern, wie etwa die Mitwirkung in Ausschüssen, geschweige denn deren Leitung, oder gar die Dekansfunktion, das war seiner Beliebtheit im Kollegium nicht förderlich.

Seine tendenziell wenig konziliante Haltung gegenüber Andersdenkenden nährte auf der anderen Seite den zu beobachtenden und oft irrationalen Antagonismus gegenüber seiner „Skopostheorie“. Der Anlass dieses Texts ist kein Grund, hier die Vermeer'sche „allgemeine Translationstheorie“ zu rekapitulieren oder zu verteidigen. Aber als jemand, der die Entstehung dieser Theorie persönlich miterlebt hat, die zugehörigen Schriften tatsächlich besitzt und in extenso gelesen hat, einschließlich Justa Holz-Mänttärís Monografie (die viele offenbar nur aus zweiter Hand zitieren), kann ich die Einwände gegen die Skopostheorie nicht nachvollziehen. Insbesondere für das immer wieder kolportierte Argument, der Ausgangstext spiele bei Hans J. Vermeer (oder Justa Holz-Mänttári) „keine Rolle“, findet man bei Hans J. Vermeer (und Justa Holz-Mänttári) keine Grundlage: Eine sekundäre oder untergeordnete oder nachrangige Rolle ist eben nicht das Gleiche wie „keine Rolle“. Und der Zweck eines Translats kann ja durchaus sein, dass der Zieltext sich in irgendeiner Hinsicht (z. B. in der Zahl der Silben, im Versmaß) möglichst exakt am AT orientiert. Auch Hans J. Vermeer kannte die Bandbreite der translatorischen Praxis, und man musste ihn nicht darüber aufklären, dass Gedichte und Romane anders zu übersetzen sind als Patentschriften und Verträge, oder welche Textsorten in der Praxis eine Rolle spielen. „Treue“ oder „Loyalität“ zum AT oder dessen Sender ist weder bei Hans J. Vermeer noch bei Justa Holz-Mänttári ausgeschlossen.

Ein zentrales Wort bei diesen Missverständnissen ist „Sondersorte“. Wenn Hans J. Vermeer davon sprach, dass A eine Sondersorte von B sei, dann hat das nur etwas mit einer hierarchischen, logischen Unterordnung zu tun. Gleichwohl wurde „Sondersorte“ oft im Sinne von „Sonderfall“ und dieses als „Ausnahmefall“ interpretiert. Ein Pkw ist eine Sondersorte von Kraftfahrzeug, aber gleichwohl (bei uns, das mag in anderen Kulturen anders sein) der Normalfall. Motorräder und Omnibusse sind ebenfalls „Sondersorten“ von Kraftfahrzeugen, aber weniger häufige Fälle. Und ebenso ist Funktionskonstanz ein Sonderfall von Skopos, aber eben durchaus der Normalfall.

Die Schriften, die uns Hans J. Vermeer hinterlassen hat, sind sein Informationsangebot an uns. Die unterschiedliche Aufnahme, die diese Schriften gefunden haben, bestätigen: Es ist ein Angebot, mehr nicht. Man kann es an-

nehmen oder ablehnen, man kann es in verschiedener Weise interpretieren, in seinem Sinne oder auch anders. Kommunikation gilt als geglückt, wenn keiner der Kommunikationspartner protestiert – Hans J. Vermeer war es zunehmend leid, gegen missglückte Interpretationen zu protestieren.

Hans J. Vermeer war ein großartiger Lehrer, und ich bin stolz darauf, sein Schüler gewesen zu sein.